# Kaiser Yuanschikai.*)

Von **Erich von Salzmann.**

In keinem Lande der Erde ist der Autoritätsglaube im Volke derart eingewurzelt wie im Reiche der Mitte. Daher sind China und Republik eigentlich zwei sich gegenseitig ausschließende Begriffe, und wer das Intermezzo der republikanischen Staatsform des chinesischen Reiches in den letzten vier Jahren im fernen Osten miterlebt hat, mußte wissen, das Ganze konnte nur eine Tragikomödie, ein Einakter von sehr kurzer Dauer, sein.

Jetzt haben wir das Ende. Der zweite Präsident des Reiches, Yuanschikai, hat den Drachenthron bestiegen, der auf althistorischem Boden in Mauer der hohen Hallen der verbotenen Stadt im Herzen Pekings steht. Himmel und Erde, die über Europas schreckliches Gebaren wohl blutige Tränen weinen, sind damit nach altgut, daß keinem auf dieser Welt eine Frucht gleich reif in den Schoß fällt. Er kennt das Gesetz, das den Dingen bis zu ihrer Vollendung eine längere Entwicklungsperiode vorschreibt. Er hat das eine Große gelernt, das so wenigen Führern der Völkern gegeben ist: er kann warten.

Yuan hat den Drachenthron nicht als militärischer Usurpator bestiegen. Schon im Jahre 1912 wäre ihm dies ein Leichtes gewesen, aber er wartete. Er wußte, daß der innere Kampf des Reiches, der uralte, scharfe Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen den ackerbautreibenden Männern der weiten und fruchtbaren Löß-Ebenen und den mehr zum Handel neigenden Söhnen des von Gebirgen durchsetzten Südens, erst ausgekämpft werden mußte. Auch heute ist dieser

Yuan Schi Kai.

chinesischem Glauben wieder versöhnt, und sicherlich wird eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Kaisers sein, daß er auf dem herrlichen Marmoraltar im Tempel des Himmels dem hohen Elternpaar „Himmel und Erde" Dankes- und Versöhnungsopfer darbringt, wenn er ihnen seine Thronbesteigung unter Entfaltung großen Pompes und umständlichen Zeremoniells anzeigt.

Chinas Lebenskunst und Kraft schien uns, den im individualistischen Dasein stehenden Westländern, seit fast einem Jahrhundert erschlafft. China war für alle Fremden das Land, das nur noch lebte, um besiegt zu werden. Es war mit seinem petrifizierten System eine Welt, die vor Altersschwäche fast gestorben schien.

Telegraph und Eisenbahn waren die Hauptfaktoren, die das philosophische Gleichgewicht des Landes ins Wanken brachten und die neue Zeit heraufführten. Die sprichwörtlichen Riesenentfernungen schrumpften mit den neuen Verkehrsmitteln zusammen. Der Taotai von Kaschgar am Fuße des Pamir-Plateaus im Herzen Asiens, der vordem ein selbstherrlicher Fürst von eigenen Gnaden war, hörte durch den länderverbindenden Telegraphendraht die Befehle Pekings innerhalb von Minuten, ebenso sein Kollege, der Amban in Lhassa (Tibet) oder der Vizekönig von Yünnan im äußersten Süden des Reiches. Mit der Selbständigkeit der großen Satrapen war es vorbei. Die unerhörte Dezentralisation mußte von selbst aufhören. Der Uebergang führte notgedrungenerweise eine Umwälzung aller Ideen herbei. Wer das Riesenreich von einem Zimmer aus beherrschen wollte, mußte rücksichtslos zentralisieren und organisieren. Die große Umwälzung aller Ideen war selbstverständlich gleichbedeutend mit einer Reihe von sehr blutigen Revolutionen, deren letzte wir erst vor kurzem erlebt haben. Dann war Chinas Zeit vollendet. Große Zeiten gebären immer auch große Männer. Als es mit China am schlimmsten stand, war auch seine Rettung am nächsten, der große Mann war da, der als Nationalchinese, geblütig von dort, das Volk der Han seine ursprüngliche Wiege sucht, dem Herzen der meisten Söhne dieses Volkes nahe stand. Das ist Yuanschikai.

Wohl kein Volksführer auf Erden kennt sein eigenes Volk und die Wege seines Daseins und Fühlens so genau wie dieser Mann. Yuanschikai wußte auch zu

Kampf noch nicht zu Ende, aber daß er, wie oft vorher, für den ruhiger denkenden Norden, der immer der staatenbildende Kern des Reiches war, günstig ausfallen würde, das sah Yuanschikai voraus.

Gesellschaften bildeten sich im Lande der Geheimbünde für und gegen den monarchischen Gedanken in Menge. Die tätigsten Geister setzten sich dafür und dagegen ein. Der größte, gegenwärtige Schriftsteller, der seinen Gedanken eine wahrhaft klassische Form zu geben versteht, Liangchitschau, warnte noch vor wenigen Wochen den Präsidenten davor, den Thron als Kaiser zu besteigen, da das durch die verschiedenen Revolutionen geschwächte Land dieser neuen Umwälzung nicht mehr gewachsen wäre. Aber auch er erklärte Yuanschikai als unersetzlich für China.

Der Sitz aller Revolutionen, die Hafenstadt Schanghai, rührte sich auch, als sie fühlte: die Stunde naht heran. Vor wenigen Tagen wurde uns von dort der Ausbruch einer ernsthaften Revolution gemeldet, und die Kämpfe toben noch heute. Die Hintermänner dieser Revolution sind auch in diesem Falle in der Hauptsache Japaner, denen ein einheitlich geleitetes, starkes China ein Hindernis für ihre Expansionswünsche sein muß. In zweiter Linie waren es bisher die Engländer, auf deren Eingreifen im Jahre 1911/12 auch die Abdankung der letzten Dynastie zurückzuführen ist. Mit der Schwächung Englands durch den Weltkrieg nimmt sein natürliches Bedürfnis, die Macht am Stillen Ozean neu auszubalancieren, zu, d. h. China soll Japan in Zukunft als Feind gegenüberstehen. So will es England, und daher gab es seine Zustimmung zur Thronbesteigung Yuanschikais.

Vielleicht waren sogar gerade die drohenden Anzeichen neuer umstürzlicher Agitation der Millionen von Auslandchinesen jetzt der Anlaß, für Yuanschikai den großen Schritt zu unternehmen.

Nein, äußerlich genommen, war alles von Yuan und seinem großen Anhang sehr geschickt in Szene gesetzt. Seit Jahr und Tag steigerten sich Zahl und Ton der Eingaben an den Präsidenten, die seine Thronbesteigung forderten. In der gesamten Presse des Landes, die mit verschwindend geringen Ausnahmen heute noch käuflich ist, setzte die Erörterung über die monarchische Frage ein. Allmählich wurden die gegnerischen Blätter unterdrückt, und die größten Schreier mit den einem chinesischen Herrscher zu Gebote stehenden vielseitigen Mitteln zum Schweigen gebracht. Der Ruf nach dem Kaiser erschien der Außenwelt als ein allgemeiner. Er war es in gewissem Sinne auch, obwohl bei dem unglaublich materiell gesinnten Chinesen der beste Ausdruck dessen, was das Volk dachte, vielleicht jene Eingabe der gesamten Kaufmannschaft war, die erklärte: Ob Monarchie oder Republik sei vollkommen gleichgültig, die Hauptsache sei, daß die Regierung den Erfordernissen der Zeit und des Landes Rechnung trage und das Wohl des Volkes stets im Auge halte.

Am 6. Oktober beschlossen die Kammern, eine Volksabstimmung über die monarchische Frage herbeizuführen. Nun steigerte sich die Agitation der Kreise um Yuanschikai aufs äußerste. In den letzten Wochen sprachen sich in großen öffentlichen Versammlungen die Mitglieder der weitverbreiteten Konfuzius-Gesellschaft, der versammelte mongolische Adel, die Pekinger Handelskammer, ganz besonders aber das Offizierkorps der im Norden stehenden Division und schließlich sogar auch das abgedankte kaiserliche Haus für Yuanschikai aus. Jetzt hat wohl die Volksabstimmung auch schon stattgefunden, worüber jedoch noch keine Nachricht vorliegt. Der Draht meldet nur, daß der Staatsrat den Präsidenten Yuanschikai gebeten habe, den Thron zu besteigen. Yuan hat dies zweimal abgelehnt und geantwortet, er wolle Präsident bleiben und bessere Zeiten für die Thronbesteigung abwarten. Das ist von Yuans Seite aus nichts als reine Formsache, die dem Volksempfinden entspricht, ein Wahren des Gesichts im altchinesischen Stil. Das war, wie die Annalen melden, bei solchen Gelegenheiten immer so.

Der Präsident hat den Schritt, der ihm noch zu tun übrig blieb, vollzogen. Das chinesische Reich, seit Jahrtausenden eine Monarchie, hat einen neuen nationalen Herrscher, der es ohne Frage besseren Zeiten entgegenführen wird, als es die verflossenen hundert Jahre für dieses einst so gewaltige Reich unter den niedergehenden Mandschuherrschern gewesen sind.

Wir Deutsche, die wir nur wirthschaftliche Ziele im fernen Osten verfolgen, können uns des Schrittes Yuanschalais freuen. Sein uns schon seit den unruhigen Zeiten von 1900 her ununterbrochen im besten Andenken stehender Name verbürgt die Ruhe im Lande und damit eine neue Blüte aller unserer Beziehungen zu dem fleißigen 400-Millionen-Volke. Dem neuen Kaiser Yuanschikai die Anerkennung zu versagen, ist für Deutschland kein Grund vorhanden.

*) Den neuesten Nachrichten zufolge soll die Krönung Yuanschikais zum Kaiser von China am 12. Februar erfolgen.

# Die Revolutionen in Mexiko und Wilson's Politik.

Von einem Mexikaner.

(Schluß.)

Zapata ließ, bei seinem im Monate November 1914 erfolgten Einzuge in die Hauptstadt Mexico, die politischen Gefangenen frei, aber er erwies sich als unfähig zu regieren, ebenso unfähig als Villa, der nur auf Raub und persönliche Racheakte aus war. Es fanden einige Erschießungen ohne Prozeß statt, aber die sogenannten „Verdächtigen", d. h. alle einigermaßen hervorragenden Leute, ließ man wenigstens in Ruhe und die friedlichen Bürger nahmen es nicht zu ernst, wenn in der sogenannten Konvention wutschnaubende Demagogen auftraten, welche sich berufen glaubten, den französischen Jakobinern nachzueifern und die Köpfe der „Feinde der Revolution" zu fordern. Auch der nach französischem revolutionärem Vorbilde eingesetzte „Wohlfahrtsausschuß" kam nicht dazu, viel Unfug zu treiben.

So dauerte diese Tragikomödie während mehrerer Monate, bis die zapatistisch-villistische Regierung — wenn man sie überhaupt „Regierung" nennen kann — sich aus völliger Unfähigkeit erschöpfte und Carranza in Vera Cruz, dank der amerikanischen Hilfe, neue Kräfte sammelte, welche ihm ermöglichten, von neuem seine Banden, unter Pablo Gonzalez, nach der Hauptstadt marschieren zu lassen. Bei seinem Einzuge erließ Gonzalez ein Manifest, worin er sagte, daß Niemand in Zukunft für seine politischen Ansichten verfolgt und daß die Gegner, welche gefehlt haben sollten, nur nach Recht und Gesetz abgeurteilt werden würden. Das Manifest und eine, allerdings noch beschränkte Amnestie, machten einen günstigen Eindruck und man glaubte, daß das Schlimmste überstanden sei; daß die herrschende Bande endlich eingesehen habe, daß es nicht in ihrem Interesse läge, die Schreckensherrschaft weiterzuführen und alle halbwegs hervorragenden Menschen als ihre Feinde zu betrachten. Leider hatte man sich in diesen Hoffnungen getäuscht; die versöhnenden Worte waren nur leerer Schall gewesen, oder vielmehr Blendwerk, um die Gegner in eine Falle zu locken.

Die Verfolgungen begannen in der Tat von neuem und mit größerer Heftigkeit als vorher; ein Kriegsgericht, wie es jetzt noch funktioniert, unter der Präsidentschaft eines notorischen Gauners aus Nuevo Leon, wurde eingesetzt und begann seine Tätigkeit. Dieses Kriegsgericht ist weiter nichts als ein blindes Werkzeug in den Händen der Regierenden, um alle mißliebigen Gegner, oder solche, die es werden könnten, aus dem Wege zu schaffen. Es genügt eine Anzeige, daß man durch die Presse oder sonstwie seinerzeit die Regierung Madero's angegriffen oder der Regierung Huertas Vorschub geleistet habe, um den Angeklagten vor das Kriegsgericht zu bringen, und die einigermaßen bedeutenden Gegner haben keine Gnade oder auch nur Gerechtigkeit zu erwarten. Die Carranzaisten wollen eben alle Leute beseitigen, welche ihnen die Regierung streitig machen könnten, und jeder einigermaßen bedeutende Mensch, der sich nicht offen für sie erklärt hat, wird als „Reaktionär" erklärt und als solcher eingekerkert oder noch öfters erschossen. Eine allgemeine und tiefgehende Entrüstung rief der Justizmord des früheren Ministers des Innern, Garcia Granados, hervor, den die Carranzaisten ganz besonders haßten, weil er immer dem Demagogentum energisch entgegen getreten war und ein großes soziales Ansehen genoß. Er hatte in Deutschland studiert, war Doctor Phil. der Universität Leipzig, war Präsident der Landwirtschaftlichen Gesellschaft und hatte praktisch und nicht wie so viele andere, durch hochtönende Phrasen, sondern durch Gründung von Sparkassen, System Raiffeisen, und durch Verbreitung von nützlichen Kenntnissen unter den kleinen Grundbesitzern sich große Verdienste erworben. Ein solcher Mann mußte den Carranzaisten gefährlich erscheinen und es war natürlich, daß sie beschlossen, ihn unter irgend einem Vorwande aus der Welt zu schaffen.

Auf das vorhin erwähnte versöhnliche Manifest vertrauend, war er nach der Hauptstadt zurückgekehrt und hielt sich in dem Hause von Verwandten auf, wo er von den carranzaistischen Häschern entdeckt und dem Kriegsgericht übergeben wurde. Die Tagespresse, welche ausschließlich aus carranzaistischen Schmutzblättern besteht, klagte ihn an, Mithelfer des Aufstandes gegen Madero und an dem Morde dieses letzteren gewesen zu sein, aber der öffentliche Ankläger konnte durchaus keine Beweise dafür finden, sodaß er bei der Gerichtsverhandlung sich darauf beschränken mußte, auf 2 Jahre Gefängnis anzutragen, da, wie er behauptete, der Angeklagte unzweifelhaft von dem bevorstehenden Staatsstreich Kenntnis gehabt habe, ohne die Sache zur Anzeige zu bringen. Nun geschah aber das Unerhörte, daß das Kriegsgericht — unzweifelhaft auf höheren Befehl — über den Antrag des öffentlichen Anklägers weit hinausging und auf Tod erkannte, in Anwendung eines Dekretes von Carranza gegen die derzeitigen Minister von Huerta, welchem aber rückwirkende Kraft gegeben werden mußte, da Garcia Granados drei Wochen vor Erlaß des betreffenden Dekretes aus dem Ministerium geschieden war. Jedem, der nur eine Ahnung von natürlichem oder positivem Rechte hat, konnte die Ungeheuerlichkeit eines solchen Urteiles nicht entgehen und der in Mexico kommandierende Stellvertreter Carranza's, der „General" Pablo Gonzalez, wurde darauf aufmerksam gemacht, aber er erwiderte, daß die Hinrichtung eine politische Notwendigkeit sei, für welche er die Verantwortung übernähme.

Er half infolgedessen nichts, daß zahlreiche Deputationen Gonzalez um Annullierung dieses frevelhaften Urteils baten und daß die fremden Kolonien, einschließlich einiger Diplomaten, sich für den Angeklagten verwandten und sogar an den Präsidenten Wilson telegraphierten. Die carranzaistischen Hyänen wollten Blut haben und es mußte ihnen gewährt werden. Am 8. Oktober wurde Garcia Granados erschossen und zwei Tage darauf feierten die Carranzaisten unter Glockengeläute und Kanonendonner die Nachricht, daß Wilson sie als de facto Regierung anerkannt hätte. Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck das Zusammentreffen dieser Ereignisse in der Hauptstadt hervorrief und welche Meinung man jetzt über den puritanischen Professor hegt.

Die Anerkennung seitens der Regierung der Vereinigten Staaten betrachteten die Carranzaisten natürlich als eine Aufmunterung zu ferneren Schandtaten und diese ließen natürlich nicht auf sich warten. Unter den Gefangenen befand sich ein Mechaniker Namens Gustavo Kavano, angeklagt unter der Regierung Huerta's Munition fabriziert zu haben. Zu seiner Verteidigung machte er geltend, daß er nur in seinem Berufe, zur Ernährung seiner Familie gearbeitet habe, ohne irgend eine politische Absicht und daß außerdem zu jener Zeit das Vaterland durch die Landung der Amerikaner in Veracruz bedroht gewesen sei. Das Kriegsgericht ließ sich dieses Mal merkwürdigerweise überzeugen und sprach den Angeklagten frei, aber zwei Stunden nach seiner Freilassung wurde dieser von neuem verhaftet und erfuhr zu seinem Erstaunen und Schrecken, daß das Hauptquartier nicht nur das Urteil des Kriegsgerichtes annulliert, sondern ihn zum Tode verurteilt habe, und in der Tat wurde das Todesurteil 48 Stunden später vollstreckt.

Als charakteristisch ist ferner der Fall des Rechtsanwaltes und früheren Gouverneurs von Chiapas, Antonio Rivera, zu erwähnen, eines ehrenwerten und intelligenten Mannes, welcher zum Tode verurteilt wurde wegen eines Zeitungsartikels, welchen er drei Jahre vorher gegen Madero geschrieben hatte. Allerdings wurde er zu 20 Jahren Gefängnis begnadigt, aber trotz der Ermäßigung ist der Vorgang bezeichnend für die Art und Weise, wie die Schützlinge von Wilson die Preßfreiheit verstehen und wie der Vertreter Carranza's, „General" Pablo Gonzalez, sein Versprechen hielt, Niemand wegen seiner politischen Ansichten verfolgen zu wollen.

Die hier erwähnten Ereignisse und die sich daran knüpfenden Betrachtungen, erklären zur Genüge die hoffnungslose Anarchie, in welcher sich das unglückliche Land befindet. Mit der Unterstützung von Wilson haben die verworfensten Gesellschaftsklassen alle Elemente der Ordnung zerstört; die aus der Militär-Akademie hervorgegangenen Offiziere erschossen, verjagt und durch Banditen oder Vagabunden ersetzt; die erfahrenen Beamten entlassen und überhaupt jeden, der sich durch Intelligenz und Bildung auszeichnet auf die Proskriptionsliste gesetzt. Es ist nicht möglich, daß sich das Land unter diesen Verhältnissen reorganisiert, besonders wenn man bedenkt, daß man heute mit improvisierten Waffen nicht gegen Repetiergewehre und Maschinengewehre kämpfen kann und daß eine wirksame Reaktion gegen die carranzaistischen Gauner kaum möglich ist, so lange ihnen Wilson mit Ausschluß aller anderen Parteien, die Waffen- und Munitionszufuhr gestattet.

In Anbetracht dieser, eher noch zu günstig geschilderten Zustände muß man sich noch wundern, daß es in den Vereinigten Staaten noch Leute gibt, welche es für möglich halten, daß sich das carranzaistische Regiment befestigt und daß die südamerikanischen Republiken sich herbeigelassen haben, dem Präsidenten Wilson für seine unglückliche Politik Handlangerdienste zu leisten. In der Tat ist es nicht möglich, daß sich das gegenwärtige System befestigt, nicht nur weil man auf Raub und Mord gestützt nichts dauerndes schaffen kann, sondern weil unter den Regierenden die Leute nicht vorhanden sind, welche die nötigen Kenntnisse, sittliche Kraft und Intelligenz besitzen, die die riesige Aufgabe verlangt.

Als Hauptratgeber Carranza's gilt der Licenciado Luis Cabrera, ein rachsüchtiger, halbindianischer Winkeladvokat, der sich vor der Revolution nur durch zwei oder drei Zeitungsartikel ausgezeichnet hatte und der sich dem Aufstand angeschlossen hat, um der Gesellschaft seine bisherigen Zurücksetzungen zu vergelten. Er ist der Erfinder des sogenannten Prekonstitutionalismus, d. h., einer einleitenden Periode, in welcher die Regierenden nicht durch das Gesetz behindert sein sollen, nach Herzenslust rauben, morden, oder sonstwie Racheakte üben zu können, nach deren Ablauf und nachdem die Regierenden ihre Gegner aus der Welt geschafft haben und nachdem sie sich alles begehrenswerte Gute angeeignet haben, die verfassungsmäßige Periode beginnen soll, welche ihnen Straflosigkeit und den Besitz des geraubten Gutes garantieren soll. Dieses Programm läßt allerdings an praktischer Unverfrorenheit nichts zu wünschen übrig und man darf sich nicht wundern, daß Herr Cabrera mit diesen einzigen wirklichen „Idealen der Revolution" einen so großen Einfluß auf Carranza ausübt.

Neben Obregon und Cabrera ist ferner Pablo Gonzalez zu erwähnen, der augenblickliche Herrscher in der Hauptstadt. Dieser Gonzales ist ein kleiner Farmer aus dem nördlichen Mexiko, von geringer Bildung, der sich hauptsächlich durch seine unwandelbare Treue für Carranza ausgezeichnet und durch seine Bereitwilligkeit, Henkerdienste zu leisten. In der Tat unterzeichnet er Todesurteile mit einer Skrupellosigkeit, die kaum übertroffen werden kann.

Wenn diese Leute die Hauptfiguren des Carranzaismus darstellen, kann man sich denken, was die anderen sind. Die gebildesten unter ihnen sind Arbeitslose der höheren Berufe, oder durchgefallene Kandidaten der Jurisprudenz, Medizin oder technischer Fächer, während die anderen den niedrigen Berufen angehören, wie der „General" Artigas, der ein Pferdezureiter war, oder es sind gewesene Minenarbeiter, welche mit Dynamit umzugehen verstanden und ihre Kenntnisse benutzten, um Eisenbahnzüge oder Brücken in die Luft zu sprengen, wie Dieguez und Cos. Dieser letztere, der sich ganz besonders durch die Gemeinheit seiner Redeweise auszeichnet, soll jetzt in einer Heilanstalt sein, da er, wie man sagt, am Säuferwahnsinn leidet.

Wer an der Wahrheitstreue dieser Beschreibungen zweifelt, braucht bloß den Bericht aus Mexiko vom 10. Dezember v. J. zu lesen, der von Laredo am 15. an fast alle Zeitungen telegraphiert wurde, bezugnehmend auf einen erfolgten carranzaistischen Sieg, um sich von der unglaublichen Bestialität dieser sogenannten „Volksbefreier" zu überzeugen. In der Tat war in dieser Depesche zu lesen, daß der „Oberst" Luna Galicia an den Oberbefehlshaber in Mexiko aus Esperanza in Puebla berichtet habe, daß er die „Reaktionäre" geschlagen, und ihnen empfindliche Verluste beigebracht hätte. Unter den Toten des Feindes befand sich, wie die Depesche weiter meldete, der General Hermandez (ein früherer föderaler Offizier), dem der edle carranzaistische Oberst den Kopf abschlagen ließ, um ihn seinem Vorgesetzten zu schicken, wahrscheinlich als Weihnachtsgeschenk. Da er dieses wertvolle Stück „nicht der Expreß-Gesellschaft anvertrauen wollte," meldete weiter der siegreiche Oberst, übergab er ihn dem Oberstleutnant Teofilo Gomez, der beauftragt wurde, ihn nach seinem Bestimmungsort zu bringen.

Es ist in der Tat unnütz von seiten Wilsons, aus Eigensinn oder andren vielleicht weniger entschuldbaren Gründen, sich gegen die Evidenz der Tatsachen sträuben zu wollen. Dank seiner Intervention verfällt Mexiko immer mehr in den Zustand der Barbarei und wenn die jetzige Wirtschaft noch ein oder zwei Jahre weiter dauert, wird das Land in eine von wilden Horden bewohnte Wüste verwandelt werden. Der größere Teil der früher bebauten Länder liegt brach und die meisten Fabriken haben geschlossen, weil alles Eigentum in Frage gestellt worden ist und weil die Banditen oder die Behörden nach Belieben über die Produkte verfügen oder Maximalpreise dekretieren; der Eisenbahnverkehr ist auf den vierten oder fünften Teil eingeschränkt worden von dem was er früher war, weil das rollende Material zum größten Teil zerstört worden ist und weil die „Generäle" oder Räuberhauptleute, welche den Linien entlang „Wache halten", den durchfahrenden Zügen Zölle auferlegen; die Banken funktionieren noch kaum, der Kredit ist verschwunden und die geringen Habseligkeiten, welche die Leute in ihren Wohnungen untergebracht haben, sind auch nicht sicher, da uniformierte Banditen überall eindringen und selbst in gestohlenen Automobilen das Produkt ihrer Raubzüge wegfahren.

Die Folge dieser scheußlichen Zustände ist gewesen, daß überall Hunger und Epidemien herrschen, woran schon hunderttausende gestorben sind und woran voraussichtlich noch ein bis zwei Millionen Menschen sterben werden. In der Hauptstadt beträgt die tägliche Sterblichkeit 100—140, was einer Sterblichkeit von zirka 45,000 im Jahre entspricht, etwa dem neunten Teil der jetzigen Gesamtbevölkerung, die wohl kaum mehr als 400,000 beträgt. So hat sich die Lage des Landes gestaltet, hauptsächlich durch die Intervention Wilson's, und es zeugt von großer Unverfrorenheit, wenn dieser jetzt behauptet, er habe sich nicht in die Angelegenheiten Mexikos gemischt. Zuerst hat er durch die Besitzergreifung von Veracruz den damals verbündeten Villa und Carranza über Huerta zum Siege verholfen, und als Carranza gegen seinen früheren Bundesgenossen das Spiel beinahe verloren hatte, schöpfte er neue Kräfte durch Besetzung jenes wichtigen Hafenortes, welchen ihm die amerikanischen Truppen überließen, und schließlich wird ihm jetzt wiederum wirksam geholfen, indem er der einzige der Kriegführenden ist, welcher Waffen und Munition von den Vereinigten Staaten einführen darf. Trotzdem wird sich Carranza nicht halten können, weil sich auf Verbrechen und Mißachtung fremden Rechts nichts Dauerndes gründen läßt, besonders wenn außerdem die nötige Intelligenz und Kenntnisse fehlen.

Die vor einigen Tagen gemeldete Niedermetzelung von 17 Amerikanern, im Staate Chihuahua ist eine Bestätigung des oben Gesagten, d. h. eine tragische Folge der durch grobe Fehler herbeigeführten entsetzlichen Zustände. Wilson hat in der Tat nicht nur dazu beigetragen, alle Elemente der Ordnung zu zerstören, indem er die rechtmäßige Regierung entwaffnete und die Banditen bewaffnete, sondern er hat diese letzteren durch sein Verhalten zu ihren Schandtaten ermuntert; er hat es geschehen lassen, daß in den niedersten Gesellschaftsschichten der schlummernde instinktive Haß gegen höhere Kultur und fremdes Wesen geweckt wurde; er hat ruhig zugesehen, wie Tausende von unschuldigen Mexikanern den wilden Horden zum Opfer fielen, und hat den Leuten, die für Wiederherstellung der Ordnung zu kämpfen bereit waren, die Aufgabe unmöglich gemacht, indem er sie als Uebertreter der Neutralitätsgesetze verfolgen läßt, so daß er sich jetzt wahrlich nicht wundern darf, wenn die entfesselte Bestialität sich auch an Amerikanern vergreift. Leider ist nicht zu erwarten, daß die gemeldete Schandtat die letzte sein wird, weil eine auf Unwissenheit, Raub und Mord gegründete Herrschaft unmöglich den Verpflichtungen eines geordneten Staatswesens nachkommen kann. Es ist, wie Schiller sagt, der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären, und es wird nicht eher besser werden, bis die Regierung in Washington sich entschließt, den ehrlichen Elementen, anstatt den Banditen ihre Unterstützung angedeihen zu lassen.

# Ein Igel von Eisen.

## Im bombardierten Görz.

**Die Einwohner haben sich an die Schrecken des Krieges gewöhnt.**

Aus dem K. u. K. Kriegspressequartier schreibt der Kriegsberichterstatter Josef Adolf Bondy:

Die blanke Stadt! Zum ersten Male sah ich sie von der einsamen Gerölluppe im dunklen Bogen der Isonzohöhen. Sanft gestuft um ihr altes Rundkastell und dann ausströmend in die Ebene. Nur eine Bergwand trennt die Italiener von Görz, und man hört ihr Schreien und ihre Sturmhörner des Nachts in der Stadt. Sie haben Görz heiß benannt; von Plava her, vom Monte San Michele her und die Podgorawand hinan. Jedoch die Podgora ist, seitdem ihre Kastanienhaine niederkartätscht sind, ein Igel von Eisen, und niemand kommt über ihren feuerspritzenden Kamm.

Die Straßen wimmeln von Männern, Frauen und Kindern, und jeder zieht gelassen seines Weges oder sieht müßig herum, als kröchen nicht die Schützengräben in einer Luftlinie von einem Kilometer hin, als ob es keine Schrapnells und keine verirrten Geschosse gäbe. Und doch ist hier kaum ein Tag ohne Todesopfer. Nur ein alter, schwerhöriger Mann sagte mir: „Heute schießen sie zu viel, heute gehe ich nicht — spazieren." Kein Wagen fährt schneller, kein Mensch beschleunigt den Schritt. Am Eingang von Görz liegt in der Hut hoher Zypressen ein Friedhof, der, wie alle Friedhöfe, ringsum gefüllt ist von Soldatengräbern. Auf jedem Grab steht ein hohes Kreuz aus flachen Stäben, und an jedem Kreuz hängt ein frischer Kranz aus kleinen, weißen Chrysanthemen. Italienische Granaten haben viele Gräber noch einmal umgewühlt, daß Leichen wieder obenauf lagen, und am Allerseelentag brannten keine Lampen auf den Hügeln, nur so viele Geschosse entzündeten sich hier, daß die Görzer nicht zu ihren Toten kommen konnten. Aber die Menschen vergessen von einer Minute zur anderen. Niemand hat es eilig. Ja, die Leute nehmen nicht einmal den kürzesten Weg. Sie schlendern im gewohnten Bummeltrott dahin, bleiben stehen, schwatzen. Eine Mutter geht einkaufen und nimmt ihr kleines Kind unbesorgt auf den Arm und setzt es an diesem unruhigen Tage der gleichen Gefahr aus. Ein Schrapnell hat ein Fenster durchlöcht. Man hat Papierscheiben oder, will man vornehmer sein, rundes Messingblech, mit dem man es verstopft. Neues Glas ist nicht zu haben. Sonst hätten die Glaser viel zu tun. Durch dasselbe Fenster sieht ein schönes Mädchen beharrlich auf die Straße hinab. Die große Spiegelscheibe des Kaffeehauses, in dem die befrackten Kellner hin und her tanzen, hat schon drei runde Metallpflaster. Hier ist vor kurzem ein Gast tot am Marmortisch niedergeglitten. Jetzt sitzt an demselben Fenster, an demselben Tisch ein anderer Gast und liest ruhig seine Zeitung. In der Nachbarstraße hat ein Schrapnellstück ein Fenster mitsamt dem Rahmen herausgebrochen.

Man geht mit Staunen durch die weiße Stadt mit ihren aufsteigenden Straßen, mit ihren brunnen- und säulengeschmückten weiten Plätzen, ihren Palästen, Kirchen und Domen, ihren großen Gärten mit Lorbeerbüschen, Pinien und Palmen. Viele Geschäfte sind geschlossen. Manches gehörte Reichsitalienern und unsicheren Kantonisten. Man sieht Aufschriften: „Provisorisch geschlossen". Aber überall ist dennoch bewegtes Leben, und man kann alles kaufen, selbst ein Ei, wenn man 44 Heller daran wendet. In einem Schaufenster stehen Champagnerflaschen und seltene Leckerbissen. In großstädtisch üppigen Barbierstuben läßt man sich bei Kanonendonner rasieren. Eine ganze Reihe von Blumengeschäften ist geöffnet. Draußen stehen Astern, Rosen, Veilchen. Es gibt in dieser Tag und Nacht beschossenen Stadt noch immer Leute, die Blumen kaufen, noch immer Hände, die sie gern entgegennehmen. Man achtet kaum darauf, daß im Fenster die Stengel in Vasen stehen, die Schrapnellhülsen sind. Soviel Geschosse fallen in die Stadt, daß niemand darauf achtet, wer sie aufhebt. An jeder Ecke werden Ringe aus dem Aluminium der Schrapnellzünder mit Kupfereinlagen verkauft. „Andenken an Görz". Das farbigste Bild weisen die winkligen Gäßchen mit den schönen, säulengehaltenen Laubengängen. In den Wölbungen Krämer und Obstfrauen, vor deren Ständen sich die immer einkaufslustigen Soldaten drängen.

In der Nähe ist wieder ein Geschoß geplatzt. Niemand kümmert sich darum. Das ist doch das wunderlichste. Fast in jeder Straße sieht man Häuser mit zersplitterten Mauern oder Geschoßspuren. Ein Turm trägt ein ganzes Gürtel von Schrapnelltupfen. Es gibt „scharfe Ecken". Da sind die Gesimse weggebrochen, die Mauern ganz zerfressen und dicht punktiert, die Firmenaffen zerfetzt, die herabgezogenen eisernen Rolläden durchlöchert, als hätte einer überall durch dünne Pappe den Finger gebohrt. Auch hier geht niemand schneller. Manche Straßen sind, weil sie besonders oft von den feindlichen Geschützen bestrichen werden, durch Holzwände gesperrt. Das Volk selbst nennt sie Schrapnellstraßen. Einzelne drücken sich zwischen Mauer und Holzbarriere durch, und gehen vielleicht nur, um keinen Umweg zu machen, gemächlich über den verrufenen Steg. In einem Park, der dem Feuer ausgesetzt ist, bleiben wir stehen, um den Podgorahang der mit seinen Unterständen und Tunnels eine vielstöckige, von Truppen kribbelnde Festung ist, näher zu besehen. An dieser Stelle schlug vor kurzem eine Salve ein, daß eine Gruppe von Dienern und Mädchen in alle Richtungen auseinanderstob. Ein Mann gesellt sich zu uns und erzählt uns von den österreichischen und italienischen Stellungen. Er kennt ganz genau die Ungemütlichkeiten dieser Gegend, er macht uns auf sie noch aufmerksam. Auf die Frage, warum er dann nicht schnell weitergehe, zuckt er mit den Achseln. Es kann einen dort wie Tier ereilen. Zur Begründung ihres unerschütterlichen Schrapnellfatalismus erzählen die Leute die sonderbarsten Geschichten. Ein siebzigjähriger Greis lag des Nachts im Bett, eine Granate schlägt herein, zertrümmert das ganze Zimmer, das Bett geht in Flammen auf: der alte Mann bleibt heil. Bei einer großen Menschenansammlung geschah's, daß über den Köpfen ein Schrapnell platzte; niemand wird verwundet. Der kleine Piccolo im Hotel weiß viele solche nicht nachprüfbare Mirakelgeschichten. Er erzählt sie nicht ohne Gewinn für sich selbst. Der Knopf ist eine Görzer Berühmtheit. Als der Zahlkellner bei Kriegsbeginn davonlief, wurde er Ober, und seine Kinderaugen strahlen, wenn er von den tausend Kronen spricht, die er sich in einigen Wochen erspart und auf die österreichisch-ungarische Bank gelegt hat. Inzwischen ist er wieder in ein bescheideneres, nur durch sein Erzählertalent gehobenes Piccolodasein zurückversetzt worden, denn es ist in Görz kein Mangel mehr an Oberkellnern.

**Berliner Bevölkerungszahlen im Kriege.** Die Berliner Bevölkerung belief sich, wie das statistische Amt der Stadt Berlin mitteilt, Anfang November letzten Jahres auf 1,837,386, darunter 1,088,711 weibliche Personen. Diese haben wiederum (gegen voriges Jahr um 17,000) Seelen zugenommen und die männlichen um 132,000 abgenommen. Die Zahl der Lebendgeborenen betrug im Oktober vorigen Jahres 2240 gleich 14,35 auf das Jahr und Tausend der mittleren Bevölkerung berechnet. Ehen wurden im Oktober 1525 geschlossen, darunter 324 Mischehen. Die Zahl der Sterbefälle betrug im Oktober 2130. An Infektionskrankheiten starben 492 Personen, darunter an Diphtherie, Croup und Scharlach 130. Als zugezogen wurden 13,565 männliche und 20,462 weibliche, zusammen 34,057 gemeldet, und als fortgezogen 21,056 männliche und 15,284 weibliche, zusammen 36,340; demnach ein Mehrfortzug von 2283 Personen.

— Die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München, die eine umfassende Sammlung von Schriften über den Krieg 1870—71 besitzt, bemüht sich auch jetzt, für die kommenden Geschlechter das durch den Weltkrieg hervorgerufene Schrifttum zu sammeln. Die Sammlung erstreckt sich außer auf die durch den Buchhandeln vertriebenen Werke zur Zeit vor allem auf die kleinen und kleinsten Druckerzeugnisse des Tages, die, für den Augenblick in großer Menge geschaffen, in kurzer Zeit fast vollständig wieder verschwinden und später, auch mit Aufwand großer Mittel, kaum mehr zu beschaffen sind. Zur möglichst vollständigen Erreichung ihres Zieles richtet die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek an alle deutschen Behörden und Volksgenossen in der Heimat und im Ausland die Bitte, sie in dieser vaterländischen Sammeltätigkeit nach Kräften unterstützen zu wollen.